

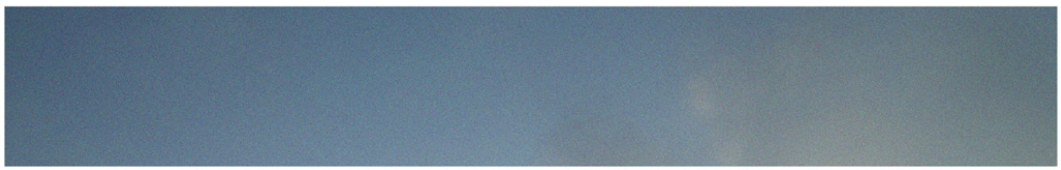
ANDREA NAGELE

TOD AM WÖRTHERSEE

Kriminalroman



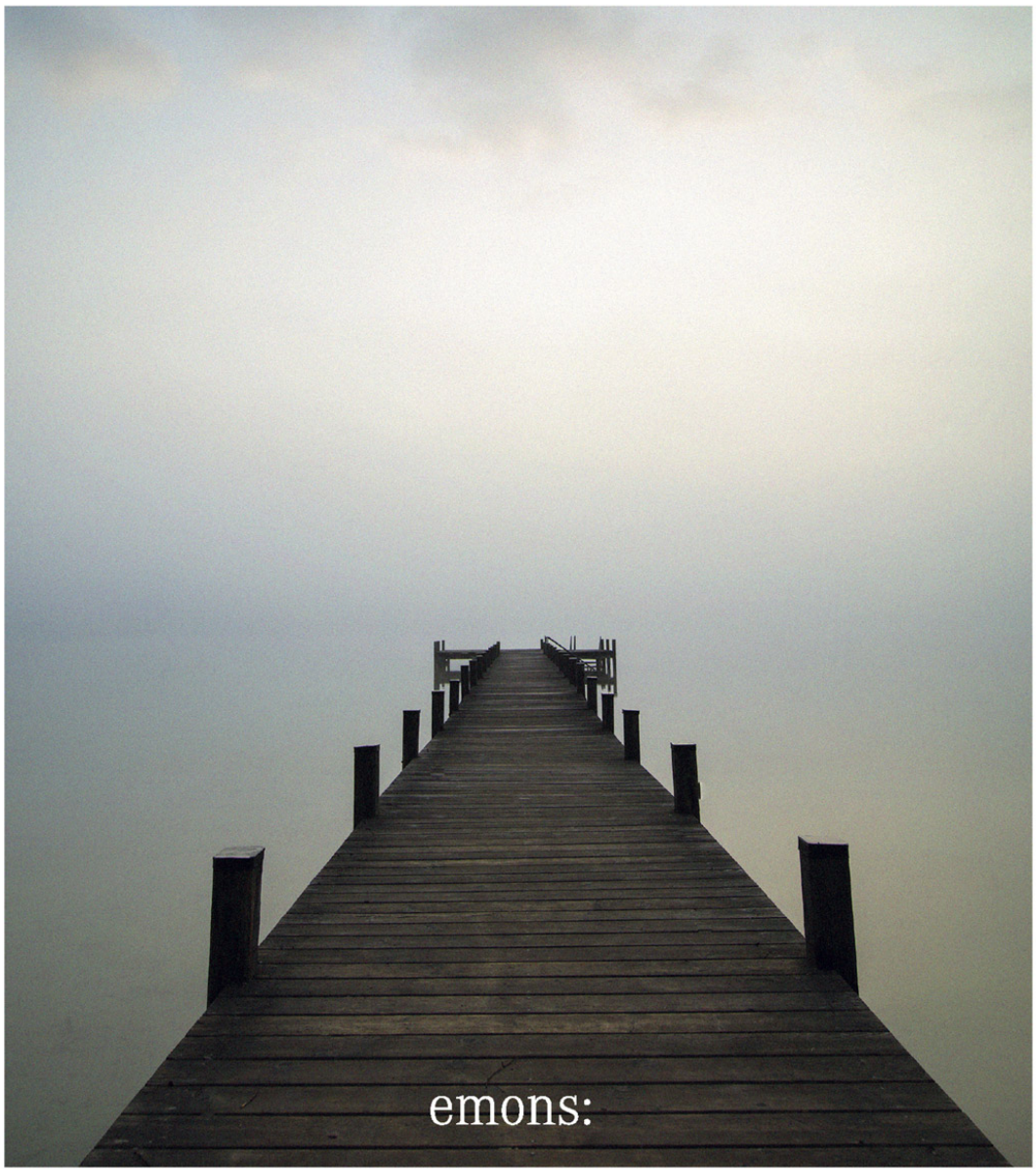
emons:



ANDREA NAGELE

TOD AM WÖRTHESSEE

Kriminalroman



emons:

»Tod am Wörthersee« ist der erste Roman von Andrea Nagele. Die Autorin arbeitet als Psychotherapeutin. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in Klagenfurt am Wörthersee.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2014 Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © mauritius images/ib/Michael Mährlein
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
ISBN 978-3-86358-421-4
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Meinen phantastischen 4

Nach Nähe sehne ich mich, nach Zärtlichkeit.

Geht's nicht den meisten so? Die Wege zur Erfüllung sind unterschiedlich. Meiner führt über steinigtes Gelände. Immer haarscharf vorbei am Abgrund. Blicke ich in die Tiefe, falle ich.

Beim Sex trage ich eine Augenmaske. Wen ich nicht sehe, der sieht mich nicht.

Trug und Täuschung sind seit meiner Kindheit treue Wegbegleiter. Was ich nicht wissen will, schiebe ich weg. Meine Therapeutin hat mich eine Kommode mit traurigen Erinnerungen füllen lassen. »Trauma-Bewältigungstechnik« nennt sie das. Und es funktioniert. So lange, bis ich die Schubladen aufziehe. Dann fallen die Schmerzen wie Piranhas über mich her. Um sie wieder loszuwerden, füttere ich sie mit meinem Hass.

Atemlos steige ich Stufe um Stufe die Treppe hinauf. Das Herz federt in meiner Brust wie kurz vor dem Absprung. Das Zimmer befindet sich in einem Seitentrakt. Meine Hand umklammert das abgegriffene Geländer. Wie viele Finger haben sich daran schon festgehalten? Es riecht nach Algen, Tang und Meer. In der Hotelküche wird vermutlich gerade eine Fischsuppe zubereitet. Als wäre der Fisch hier frisch.

Aber das geht mich nichts an. Um fremde Angelegenheiten kümmere ich mich schon lange nicht mehr. Jetzt, da meine Großmutter im Pflegeheim ist, besorgen das andere. Geschultes Personal hört sich ihre Schreie an und ordnet sie ihrer fortschreitenden Demenz zu.

Jetzt stöckle ich den Gang entlang. Der schäbige graue Teppich lässt die Absätze meiner Pumps versinken, und der Fisch aus der Suppe hat sich in einen Hai verwandelt.

Im Gehen male ich mit tiefrotem Chanel blind über meine Lippen. Ich kneife sie zusammen und schmecke Waldbeeren. *Haie mögen keine Himbeeren.* Dieser Gedanke ist für mich inzwischen fast zur Formel

geworden. Nähert sich das Gefährliche, versüße ich es. Auch eine Form der Gewalt. Meine.

Die wippenden Haarspitzen in meinem Nacken sind lästig. Nur hellblondes Haar kann so kitzeln. Deshalb ließ ich es kohleschwarz färben, mit blauen Strähnen drin. Geholfen hat es nicht. Nur dass ich jetzt wie eine drittklassige Kleopatrakopie aussehe. Aber da, wo ich hinwill, wird das niemand bemerken.

Rasch rücke ich den Push-up-BH zurecht, schiebe meine kleine Brust noch ein wenig höher. So, jetzt habe auch ich ein ansehnliches Dekolleté.

Zimmer »A«. Keine Nummer – das A steht wohl für anonym.

Couragiert wie nie klopfen meine Fingerknöchel gegen das laminierte Holz. Die Erdbeernägel der anderen Hand tippen zur Bekräftigung einen feurigen Rhythmus gegen mein schwarz bestrumpftes Bein.

Dann öffne ich die Tür. Leichtfüßig trete ich ins Unbekannte. Was mich empfängt, erfüllt mich mit Entzücken. Tiefe pechfarbene Dunkelheit.

Wäre ich in diesem Moment aus einem Alptraum aufgewacht, hätte ich »Hilfe, ich bin blind!« gerufen.

Doch im wachen Zustand macht mir diese allumfassende Schwärze keine Angst. Voller Vorfreude umklammere ich die Augenmaske in meiner Handtasche. Nur mit ihr fühle ich mich sicher. Denn was ich nicht kontrollieren kann, dem traue ich nicht.

Ich nehme einen feinen Geruch wahr. undefinierbar. Ich bin nicht allein hier.

War der andere schon da, oder habe ich in meiner Aufregung das leichte Klicken der Türschnalle überhört?

Es ist bedeutungslos. Ebenso unwichtig wie Regen oder Sonne. Oder die Tatsache, dass Großmutter Fischstäbchen einem saftigen Steak vorzieht. *Weg mit dir, böses Ding! Fort aus meinen Gedanken.*

Mit zitternden Händen massiere ich meinen Nacken, um die Verkrampfung zu lockern. Da spüre ich eine Berührung. Ein Tappen an meiner Schulter, ein Streichen über meine Brust.

Dann sind Hände da, große, warme. Umfassen meine Pobacken. Drücken sie gegeneinander. Ich lasse mich von meiner Phantasie treiben, hinein in

eine Welt, in der alles einfach ist. Unkompliziert und schön.

Als er über mir ist, flüstere ich bang: »Warte«, und stülpe hastig die Maske über meine tränenden Augen. Nur nicht weinen, ermahne ich mich streng. Das Rascheln des Gummis, das aus der Hülle gezogen wird, ist laut wie ein Paukenschlag in diesem stillen, dunklen Raum.

Als er sich stürmisch in mir bewegt, hört mein Hirn zu denken auf.

Fühlen, spüren, riechen, schmecken.

Jetzt bin ich lebendig.

Er ist unruhig. Kann sie kaum erwarten.

Alles ist vorbereitet. Die Zeit spielt ihr Spiel mit ihm. Grauenvoll ziehen sich die Minuten hin. Wie zähe Fäden geschmolzenen Zuckers.

Als es endlich läutet, springt er auf und geht zur Tür. Noch könnte er umkehren, einen anderen Weg einschlagen. Er müsste nur nicht öffnen. Totstellreflex. Sein Lachen wird von der weich gepolsterten Tür verschluckt.

Wie ein Hauch Erdbeereis weht sie herein. Fruchtig süß. Rosa Bluse, roter Rock. Knallig pink die Lippen. Schwarz nur die Strümpfe und das Haar.

Er macht einen Schritt zurück, jede Berührung vermeidend.

»Hmm?« Gina zieht fragend die gezupften Augenbrauen hoch. »Krieg ich keinen Kuss?«

»Sind wir schon so weit?«, gibt er gedehnt zurück.

Er lässt sich in den Lederstuhl am Fenster fallen. Mit verschränkten Armen vor der Brust mustert er sie. Der Schein der Straßenlaterne mischt sich mit dem gedämpften Licht im Raum.

»Mehr nach rechts«, weist er sie an.

Gehorsam trippelt sie zur Seite, hin zu dem Punkt, den er für sie ausgesucht hat. Hier umgibt das Licht sie wie eine Aura. Einen Moment lang findet er sie schön. Eitel dreht sie sich. Dann ist dieser Augenblick vorüber.

Mit einer ärgerlichen Handbewegung streift sie sich die schwarze Perücke vom Kopf. Wirft sie auf den Tisch. Langsam gleitet die falsche Haarpracht zu Boden. Sie lässt sie achtlos auf dem Teppich liegen.

Kurz wallt Ärger in ihm hoch. Dies ist sein Zuhause und sie nur Gast auf begrenzte Zeit.

Gegen das schwarze Kunsthaar wehrte sie sich schon zu Beginn. Halbherzig und schwach. Als sie verstand, dass ihre Besuche an das Tragen der Perücke gebunden sein würden, gab sie rasch nach. Ein wenig mehr Widerstand hätte ihm Spaß bereitet.

Jetzt hängt ihr echtes Haar strohfarben um ihr Gesicht. Nur über den Schultern wippt es leicht nach außen. Da hat sich wohl der Lockenstab vergeblich bemüht, Bewegung in die dünnen Strähnen zu bringen. Das Deckhaar ist von der Perücke flach gedrückt. Er kann den Schweiß an ihrer Nackenfalte bis hierher riechen.

Ihre fahlblauen Augen erinnern ihn an verblässende Blumen. Doch es liegt ein gewisser Schmelz über ihren Zügen – wie eine dünne Eisschicht auf einem tiefdunklen See.

Ihre ungleich langen Beine haben den Ausschlag gegeben. Sie hat er als Erstes wahrgenommen. Ihrem Zauber ist er erlegen.

Manche würden Gina eine graue Maus nennen. Eine von der üppigen Sorte allerdings. Wie dieses klägliche Nagetier sich wohl mit seiner Leibesfülle durch schmale Gänge zwängt? Abwechselnd mit Bauch und Busen gegen Regale stößt?

Ihr Rock spannt sich über festen Schenkeln. Die Bluse über prallen Brüsten. Der mittlere Knopf ist aufgesprungen, vermutlich unbeabsichtigt. Der oberste aus Kalkül geöffnet. Solcherlei Spielereien kann sie ihm ersparen. Aber das wird er ihr nicht mehr verraten.

»Es riecht nach Essen. Jetzt oder danach?«

Ihre plumpe Direktheit stört seine Betrachtung.

»Wart's ab, meine Prinzessin.« Träge streicht er sich eine Haarsträhne zurück. Seine Hand tastet unter das Kissen, bis er die seidige Glätte des Schals seiner Tante spürt.

»Du«, sie macht einen Schritt auf ihn zu.

Bevor sie ihn berühren kann, steht er auf.

»Ich habe etwas für dich«, sagt er mit weicher Stimme.

»Was denn?«

Aufgeregt wie ein Schulmädchen zieht Gina ihren Rock glatt und sieht ihn erwartungsvoll an. Er bückt sich und zieht die graue Seide unter dem Kissen hervor.

»Für mich?« Sie seufzt begeistert.

»Ja, und das ist noch längst nicht alles«, unterbricht er ihre Verzückung brüsk.

Er steht hinter ihr und streicht mit der Seide zärtlich über ihren Nacken.

»Mhmm«, schnurrt sie und will sich umdrehen.

Aber er verhindert es, indem er den Schal mit geübten Bewegungen fest um ihre Augen bindet.

»Wozu denn das? So kann ich nicht sehen, was du sonst noch für mich hast«, schmollt sie.

Geräuschlos streift er die Latexhandschuhe über. Der Geruch nach Gummi dringt in seine Nase.

»Du liebst doch die Dunkelheit. Vertrau mir, es wird himmlisch. Besser als je zuvor, meine Prinzessin.«

Jetzt klingt ihre Stimme herausfordernd. »Wenn du es sagst.«

Etwas rührt sich in ihm. Heute hat er Gina schon zum zweiten Mal »Prinzessin« genannt.

Von der Küchentür aus betrachtet er, wie sie vor dem Lederstuhl steht. Obwohl sie ihm ihre Kehrseite entgegenstreckt, weiß er um den Ausdruck erwartungsvoller Vorfreude auf ihrem Gesicht.

Mit schnellen Schritten nähert er sich. Jetzt steht er hinter ihr.

»Öffne deine Lippen«, flüstert er in ihr Ohr.

»Welche?« Derb lacht sie auf.

Seine innere Nase verschließt sich sofort vor dem schweißigen Geruch ihrer Gier. Das Adrenalin produziert bei ihr eine seltsam herbe Mischung aus verbrannter Erde und regennasser Kleidung.

Düfte sind sein Elixier, aber auch seine Verdammnis.

Mit der Kuppe seines Zeigefingers zeichnet er in der Luft die Wölbung ihrer geöffneten Lippen nach und legt eine Erdbeere auf ihre Zungenspitze. Ohne Gina auch nur ein einziges Mal zu berühren.

»Du verwöhnst mich«, nuschelt sie, während ihre Zähne die Frucht zermahlen.

»So soll es auch sein«, stellt er trocken fest.

»Noch«, bittet sie und leckt genießerisch den roten Saft von ihrer Unterlippe.

»Gedulde dich, Prinzessin. Sei nicht so unersättlich«, mahnt er und schiebt zwei weitere Erdbeeren in ihren Mund.

Während sie geräuschvoll kaut, holt er den bereitgestellten Champagner. Mit dem Sprudler rührt er, bis sich die Bläschen vollständig aufgelöst haben.

»Wie bittere Limonade«, meutert sie und leert das Glas mit einem Zug. »Und ein klein wenig schal«, setzt sie atemlos nach.

»Du hast heute Abend das Glückslos gezogen.« Seine Stimme ist jetzt rau. Die Erregung macht ihn schwach. Und doch will er alles unter Kontrolle behalten. Auch seine Körperreaktionen.

Mit Bedacht öffnet er zuerst den Gürtel, dann den Verschluss seiner Jeans. Gina nestelt fahrig an den Knöpfen ihrer Bluse herum. Der enge Rock gestaltet sich als Hindernis.

»Lass ihn an. Zieh die Strumpfhose bis zu den Knien.«

Ihre bebende Erregtheit durchdringt seinen Kokon. Wie unzählige Wespenstiche bringt sie seine Haut zum Brennen. Das Gift durchströmt seinen Körper: wilde, unbezähmbare Lust. Sie vertreibt die Leere, Kälte und Starre in seinem Inneren und lässt ihn sich vorhanden fühlen.

»Halt«, möchte er schreien, aber er weiß, dass er diesem rasenden Taumel nicht mehr entfliehen kann.

Er macht einen Schritt zurück.

»Was ist los?«, fragt sie mit belegter Stimme.

»Alles.«

Früher hat ihn das Herunterleiern bestimmter Mantras behütet. Eingehüllt in die schützende Kraft der Worte, konnte er Distanz schaffen. Abstand und Nähe regulieren. Diese Grenze ist nun überschritten. Das System hat einen Riss bekommen.

Marijana. Seine kleine Slowenin.

Sie ist die Erste gewesen. Zwischen ihr und Gina lag nur seine Erinnerung. Und der drängende Wunsch, dieses Glück noch einmal zu erleben.

Plötzlich ist sie wieder da. Steht mitten im Raum. Gleißendes Licht umhüllt sie. Ihre gelb gefleckten Augäpfel treten aus den Höhlen. Das Gesicht totenbleich, umrahmt von stumpfem Haar. Bläuliche Schatten vermischen sich mit violetten Flecken. Ihr schwächlicher Körper bebt ein letztes Mal. Dann sackt er über der Seide zusammen und kippt leblos vornüber.

Das hatte sich Marijana, das geschäftstüchtige Biest, bei ihrer ersten Begegnung bestimmt anders vorgestellt. Und auch er. Ihre ungleich großen Brüste hatten ihn im Dunkeln verzückt. Später hatte sie über ihren Schandfleck flüchtig hinweggelächelt, ihre Zahnlücken dabei freigebend. Doch das Asynchrone ihres Körpers, diese Unregelmäßigkeit, hatte ihn unmittelbar eingefangen. Rettungslos versklavt. Seine Phantasie inspiriert. Nicht anders als sonst, wenn ihn etwas erregte, hatte er sich an ihre Fersen geheftet. Ein zufälliges Treffen inszeniert und eine schamlose Gespielin in ihr gefunden. Eine zierliche Blume, in die er sich verkrallte. Zum Glänzen bringen wollte er sein gestrandetes Treibgut. Alles bisher Verwehrte mit ihr leben.

Getäuscht durch ihre Hingabe, war ihm ihre Berechnung verborgen geblieben. Bis sie ihm bei Erdbeeren und Champagner keck offenbarte, nicht ihr einziger Kunde zu sein.

Danach brachte er sie immer wieder an den Rand ihres persönlichen Universums. Und sie fand Gefallen daran. Bis er alle Grenzen überschritt. Und sie sich selbst für immer verlassen musste. Bereut hatte er nur, nicht besser auf das Finale vorbereitet gewesen zu sein.

Marijana.

Schauernd verbirgt er sein Gesicht in Ginas Haar.

»Prinzessin«, stöhnt er auf und weiß, dass er sich beherrschen muss. Es gilt, von nun an jede einzelne Sekunde auszukosten. Seine Erinnerung wird lange davon zehren müssen.

Aufs Höchste angespannt, dreht er sich zur Musikanlage und drückt auf die Play-Taste. Ravel durchflutet verheißungsvoll sein elegantes Wohnzimmer. Die sich steigernde Gewalt, dieses Dem-Höhepunkt-Entgegenfiebers der Melodie, drückt auf den Punkt genau seine erwartungsvolle Unruhe aus.

Gina macht eine hektische Bewegung, versucht, den Schal von den Augen zu ziehen.

»Schscht«, beschwichtigt er sie.

Das hatte er kommen sehen und sich darauf vorbereitet. Es sind nur wenige Schritte bis zum Schalter, eine schnelle Bewegung, und schon verlischt auch der letzte Schein des gedimmten Lichts. Der Raum liegt in samtiger Dunkelheit vor ihm. Eine seltsame Ruhe erfasst ihn, lässt ihn alles wie in Zeitlupe wahrnehmen. Seine rechte Hand zurrt an der Leine der Jalousie, während er mit der linken den schweren Vorhang zuschiebt.

Wieder steht er knapp hinter ihr.

»Dreh dich zu mir, Prinzessin, bitte«, raunt er.

Übereifrig und rastlos folgt sie seinem Wunsch. Durch die ungestüme Bewegung entfalten sich Aromen: Schweiß. Blumen. Kunststoff. Puder. Die ätherischen Öle vermischen sich zu einem eindringlichen Crescendo. Widerwillig rümpft er die Nase.

»Nimm den Schal von deinen Augen.«

Zögernd streift sie die Seide ab. Langsam rieselt der Stoff zu Boden wie Schnee an einem windstillen Tag.

»Schau mich an«, flüstert er.

Sie wispert hilflos: »Ich kann doch nichts sehen. Alles ist schwarz«, und seine Stimme schwillt an.

Er ist jetzt mitten im »Bolero«.

»Hab dich nicht so. Du stehst doch auf Darkrooms. Jetzt gibt's die ultimative Dunkelkammer. Exklusiv für dich, meine vom Thron gestürzte Prinzessin.«

Sie macht eine zaghafte Bewegung zur Seite.

»Bitte schalte das Licht an.« Ihre Stimme klingt verunsichert.

Da spürt er sein Fleisch anwachsen, sich aufstellen, zieht rasch den Gummi aus der Tasche seiner Jeans und stülpt ihn sich über. Dieses eine Mal nur. Langsam lässt er Boxershorts und Hose zu Boden gleiten und steigt heraus.

Sie will ihn in sich haben. Fleht darum. Und er wird sich ihr schenken. Diese letzte Gabe, die hat sie verdient.

Gleich wird er in sie eindringen, ihr Geheimnis für sich öffnen. Da berührt sie ihn. Unerwartet. Ohne Vorankündigung. Schneeflockenleicht. Dieses verbotene Haut-an-Haut gleicht einer Explosion.

Mit einem Aufschrei bückt er sich nach der Seide und legt sie um ihren Hals. Wie oft hatte er sich gewünscht, seine Tante mit dem feinen Stück Stoff so zu umschlingen!

»Nicht«, sagt Gina abwehrend. Sie rutscht mit dem Hinterteil auf die Tischplatte und schließt ihre Schenkel fest um ihn. Sie wirkt siegessicher. So weit sind sie noch nie gegangen. Zuvor hat er sich kein einziges Mal in sie versenkt, so sehr sie auch darum gebettelt hatte.

»Lass es zu, Prinzessin. Es wird dir gefallen.«

Er kann ihre Erregung spüren. Sie ist jetzt so feucht, dass sie ihm fast entgleitet. Heftig stößt er in sie hinein.

»Das ist unser erstes Mal ...«, beginnt sie, aber dann bleibt ihr die Luft weg.

Sie zappelt.

»Dein Höhepunkt wird unvergleichlich, wenn dein Hirn mit zu wenig Sauerstoff versorgt ist. Vertraue mir«, beruhigt er sie.

In Erwartung höchster Freuden und Genüsse hört sie zu strampeln auf. Hängt jetzt ganz still und ergeben in der Seide.

Der »Bolero« schwillt an. Und er zieht den Schal fest, ganz fest um ihren Hals.

Sie schlägt um sich, röchelt, versucht, die Seide wegzureißen. Ein letztes Mal noch bäumt sie sich gewaltsam auf, dann klappt sie zusammen wie eine langweilige Puppe, der man alle Glieder gebrochen hat.

Als er sich in den Gummi ergießt, ist die Musik verklungen.

Es ist jetzt ganz dunkel. Nichts regt sich mehr. Kein Hauch. Und er ist glücklich. Befreit.

Ich heiße Alice, und Spiegel machen mir Angst.

Früher war das nicht so. Damals betrachtete ich mich gern in polierten Oberflächen, fand Gefallen an mir und meinen neckisch hingeworfenen Kssen. Schleuderte meine wilden Locken um die rosa Wangen, tnzelte mit immer neuen Kleidern und Ballettrckchen erwartungsvoll dem Applaus entgegen. Aber »früher« ist längst vorbei. Und »damals« stammt aus dem Katalog verbotener Worte.

Die Neonleuchte über mir flackert. Dennoch kann ich meine Augen nicht von dem grellen Gefunkel losreißen. Was bei Epileptikern Krampfanfälle auslöst, gewährt mir Entspannung. Das Tick, Tick der defekten Anlage ist wie ein geheimes Kommando, das mich in Trance versetzt. Ihr blinkendes Licht lässt mich die Gegenwart vergessen, meine Gedanken. Meine Träume. Ich lse mich auf und schwebe dem Neongelb entgegen. *Licht, noch mehr Licht*, schreit das Insekt in mir.

Immer genau da setzt mein Verstand ein. Denn blickte ich direkt hinein in die gleiende Sonne, liefen Gefahr zu erblinden. Und egal, was ich selbst oder andere mir angetan haben, präzises Sehen, genaues Erkennen bedeutet mir viel. Zumindest am Tag.

»Hey, Alice, schläfst du?«

Saras Stimme reißt mich aus meiner Träumerei. Sara besteht darauf, zur Hälfte Sizilianerin zu sein. Deshalb spricht sie meinen Namen auch italienisch aus: Alitsche. So genannt zu werden bringt mich jedes Mal zum Grinsen. Ich muss dann an marinierte Sardellen denken, an *alici*, und mein Gesicht verzieht sich wegen der Zitronensäure. Vielleicht legt man sie auch in Essig ein. Keine Ahnung. Sauer schmecken sie jedenfalls.

»Hi, Boss«, gebe ich zurück, »bin gleich so weit.«

»Wird auch Zeit. Dein erster Kunde wartet bereits. Also *pronto, pronto*«, kommt es ungeduldig aus der Ecke des Studios.

Schnell drehe ich mich zur Seite, um Sara betrachten zu können. Aber da sind nur ihr freundliches Lächeln und das vertraute Leuchten in ihrem Gesicht. So, wie Sara aussieht, fließt nicht einmal eine homöopathische Dosis Sizilien durch ihre Adern. Das weizenblonde Haar betont das Blau ihrer Augen, die unter hellen Wimpern und Brauen strahlen. Sie ist hoch aufgeschossen, überragt mich um ein paar Zentimeter. Und um einiges durchtrainierter ist sie außerdem. Für die Chefin eines Fitness-Studios gehört sich das auch so.

»Was schaust du? Jetzt wird's wirklich Zeit«, mahnt sie und lächelt mich dabei an.

Eine bessere Vorgesetzte könnte ich mir nicht vorstellen. Sie hat schon über einige meiner kleinen Unregelmäßigkeiten – sie nennt das liebevoll so – hinweggesehen. Das ist gut, denn sonst wäre ich wahrscheinlich längst gefeuert. Mit Freundlichkeiten, Zuneigung und Verständnis tue ich mich schwer. Verdammt schwer sogar. Doch ich brauche das Geld, das ich hier verdiene, dringend.

Immer wieder passiert es, dass ich verschlafe. Schlage ich mir die Nacht um die Ohren, überhöre ich den Wecker. Manchmal fühle ich mich auch zu erschöpft, um das Haus zu verlassen. Sara bringt mir dann einen Topf Nudelsuppe, weil sie vermutet, ich hätte wieder das Essen vergessen. Trotzdem sehe ich unsere Beziehung als rein geschäftliche. Deshalb funktioniert sie.

Sara ist ein Silberstück. Gold mag ich nicht. Es signalisiert Treue, Ewigkeit und finanzielle Werte. Nichts davon spielt in meinem Leben eine Rolle.

Jetzt aber rasch, Beeilung. Denn auch die Geduld einer sehr Nachsichtigen kann sich erschöpfen.

Das breite Band um die Stirn geschlungen. Hinein in die Lycra-Hose. Es zwickt und klemmt ein wenig am Oberschenkel und zwischen den Beinen. Vermutlich sollte ich einen Reistag einlegen.

Mit zusammengebissenen Zähnen hake ich den Verschluss des engen Stretch-BHs zu, schiebe meine kleinen Brüste an den Rand. So, jetzt sind sie kaum mehr zu sehen. Trotzdem binde ich noch ein Elastikband darüber. Es

ist ein angenehmes Gefühl, wenn meine Oberweite mit dem Brustkorb eins wird. Tagsüber.

Mit dem angefeuchteten Zeigefinger glätte ich meine Brauen, deren Härchen in alle Richtungen stehen. Widerborstig wie ein kleiner Igel, der seine Stacheln aufstellt. So bezeichnete meine Großmutter mich. Was blieb mir denn anderes übrig? Sie hatte recht. Die meisten, die mich beschreiben oder etwas bezüglich meiner Person vermuten, liegen nicht falsch.

Nur noch den Fettstift auf die Lippen, die so spröde sind vom Darauf-Herumknabbern, und schon stehe ich im Fitnessraum, beobachte und gebe Anweisungen.

»Kräftiger in die Pedale treten.«

Rehbraune Augen sehen mich an. Zerknirscht. Ich kenne meine lernwilligen Schüler.

Längst haben breitschultrige, großzügig Tätowierte, die im Bestreben trainieren, ihr Muskelvolumen zu verdoppeln, gesundheitsbewussten Menschen, die sich für den Alltag fit halten wollen, Platz gemacht.

Trotzdem muss ich als Personal Trainerin ein wenig aufs Tempo achten. Nur Ausdauertraining und sich wohlfühlen allein sind zu wenig. Es ist unerlässlich, bis an seine Grenzen zu gehen. Nur so lernt man seinen Körper kennen, versteht, ihn sich zum Freund und nicht zum Feind zu machen.

Peters Hände umklammern die Seitengriffe des Fahrrads so fest, dass die Adern deutlich und violett aus seiner Haut hervortreten.

»Uff! Hätte fast vergessen, dass mich meine Foltermeisterin immer im Visier hat«, keucht er.

Missbilligend schüttle ich den Kopf, zwicke mir in die nicht vorhandene Speckfalte meiner Taille und weise auf seine Hüften.

Obwohl ich sie hart trainiere, schätzen mich unsere Kunden. Sara betont das immer wieder. Zweifellos ist das der Hauptgrund, warum ich noch hier arbeite.

Vor mir hechelt jemand auf dem Laufband, eine Brünette stemmt Gewichte. Eine schlanke Gestalt auf dem Massagebett lässt sich durchkneten. Jemand, den ich noch nie hier gesehen habe, entspannt sich an der Bar. Fitness-Studios haben sich in den letzten Jahren in wahre Wellness-Tempel

verwandelt. Neben unseren Sportkenntnissen müssen wir auch Experten für Ernährung und Gesundheit sein. Nichts lieber als das, denke ich und grinse in mich hinein.

»Alice«, kommt es gepresst vom anderen Ende des Raumes. Diesmal wird mein Name richtig ausgesprochen, *französisch*. Aber Arnold ist auch in jeder Hinsicht perfekt. Ihm unterläuft kein Fehler. Zwischen uns besteht eine intuitive Verbindung. Schnell hole ich vom Wasserspender einen Plastikbecher und fülle ungezuckerten Grüntee aus der Thermoskanne auf dem Pult hinein.

»Du bist ein Schatz«, bedankt er sich, und ich denke mir: Was weißt du schon?

Als könnte er meine Gedanken lesen, antwortet er prompt: »Vieles, Alice, vielleicht nicht alles.«

Erschrocken wende ich mich ab und schnappe gierig nach Luft. Meine Wangen färben sich rot.

Ahnt er was, oder hat er das nur so dahingeworfen und zufällig ins Schwarze getroffen?

Es ist zu warm im Raum. Die Haut meines Rückens klebt an meinem Oberteil. Unter dem Haarband sammeln sich Tröpfchen. Nichts wie weg. Mir wird's zu eng.

Im kleinen Zimmer wartet Ännchen auf mich.

Ännchen ist meine beste Freundin. Vielleicht die einzige, die ich je hatte. Wir waren zusammen im Kindergarten und in der Schule. Und bei mir daheim. Sie hat es gesehen, gehört, vor allem aber gespürt. Nicht einmal das konnte unsere Freundschaft zerstören.

»Blut ist dicker als Wasser. Hör auf deine Familie und nicht auf deine Freundin«, riet meine Großmutter mir.

Ich hatte ihren Befehl verstanden. Seine zackige Schärfe schnitt tiefe Linien in mein Fleisch. Mein Körper reagierte mit Angst, Panik und Schuldgefühlen.

Blut ist dicker als Wasser. Ja, ja, Großmutter. Die Dichte einer Flüssigkeit ist jedoch abhängig von der Temperatur, vom Druck und von den gelösten Stoffen. Dichte bedeutet Viskosität, was ein Maß für die Zähflüssigkeit des

Fluids ist. Je größer die Viskosität, desto dickflüssiger und dadurch weniger fließfähig ist die Flüssigkeit.

Wasser hat eine Viskosität von 0,891 bei fünfundzwanzig Grad und Blut eine von 4,25 bei siebenunddreißig Grad.

Da hatte meine Großmutter mit ihrer albernen Schulweisheit also sogar recht. Ihr war bloß entgangen, dass die Umstände eine Sache verändern können. Unter bestimmten Voraussetzungen kann Wasser dicker als Blut sein. Bingo!

Was ich im Kopf habe, bestimmt meine Gefühle. Nur so kann ich die Dämonen bekämpfen. Das habe ich früh gelernt. Bewältigungstechnik, selbst erworben, nannte der von der Richterin bestellte Psychiater das.

Deshalb hielt ich mich nicht an den Rat meiner Großmutter. Ich ging zu Gericht, an meiner Seite Ännchen. Wasser dicker als Blut. Freundschaft wertvoller als Familie. Was mich mit meinem Zuhause verband, war weitaus dünner als Ännchens dickflüssige Zuneigung. Sie half mir auszusprechen, was mein Leben über Jahre bestimmt hatte. Zwang mich, das Grauenhafte zu benennen. Und als es darum ging, zurückzuschauen, hielt sie zärtlich meine Hand. Es war ihr Zeigefinger, der auf die Person deutete. Auf ihn, der mir all das angetan hatte.

»Du machst es schon wieder, Alice. Schau mich an und nicht zurück.«

»Ännchen, wenn das bloß so einfach wäre«, sage ich und spüre die Wärme in meinem Inneren. Jetzt ist sie wohlig. Bringt mich nicht zum Erröten wie vorhin.

»Dann streng dich an.«

Ich ziehe meine Augenbrauen vorwurfsvoll in die Höhe, bis knapp unter das Haarband, und werfe ihr patzig hin: »Tu ich doch.«

»Anscheinend nicht genug«, gibt sie schnippisch zurück.

»Doch, meine Kleine. Und du wirst das jetzt auch machen. Ob es dir nun passt oder nicht.«

Ännchen weiß, was auf sie zukommt. Angewidert verzieht sie ihr herzförmiges Gesicht, bläst sich die rot gefärbten Locken aus ihrem Gesicht und macht in Erwartung der kommenden Anstrengung leidvoll: »Uff.«

Letzten Winter ist ein Betrunkener auf dem Weg nach Tainach in ihren Mini gefahren. Ännchen überschlug sich und fand sich allein auf einem verschneiten Feld wieder. Bis auf einige Knochenbrüche blieb sie unverletzt. Klingt gut, bloß seither hängt ihr linker Arm schlaff am Körper. Baumelt wie ein Bommel. Man könnte einwenden: Immer noch besser der linke als der rechte Arm, und das hätte sogar eine Berechtigung, wenn Ännchen Sekretärin, Lehrerin, Friseurin oder Dart-Meisterin wäre. Ist sie aber nicht. Ännchen ist Probe-Dirigentin. Und zur Ausübung ihres Berufs benötigt sie beide Arme. Mal hält sie den Taktstock in der einen, dann in der anderen Hand. Momentan ist sie im Krankenstand. Ihre Musiker müssen sich gedulden.

Ich bin zuversichtlich, dass sie bald wieder vor ihrem Orchester steht. Dennoch sehe ich der ersten Generalprobe mit einem bangen Gefühl entgegen. Einfach wird's sicher nicht für Ännchen, mit diesem kaputten linken Arm.

»Hartes Training ist unser Stichwort«, pflaume ich sie daher schärfer als beabsichtigt an.

Kondition, Erfahrung, Sportkenntnisse und das Motivieren von Menschen sind Bestandteile meines Jobs. Nur dann nicht, wenn es sich um meine beste, einzige Freundin handelt.

»Das wird doch nichts«, murmelt sie kleinlaut, »dieses Scheißding ist für den Müll.« Anklagend hebt sie den linken Arm mit der rechten Hand in die Höhe und lässt ihn dann abrupt fallen.

So ganz falsch liegt sie nicht. Ich frage mich selbst, ob dieser nasse herabbaumelnde Sack je wieder funktionstüchtig werden kann. Dabei weiß ich genau, was zu tun ist. Nicht umsonst bin ich Meisterin der Abstraktion. Alles habe ich im Kopf. Ich weiß, welche Übungen notwendig, unverzichtbar sind. Mein innerer Plan hat sich schon oft in der Wiederherstellung von Unfallopfern bewährt. Man könnte meinen, die Rekonstruktion des Körpers wäre mein Spezialgebiet.

»Also, los, faule Kröte«, treibe ich sie an.

Meine Stimme ist um vieles zuversichtlicher, als ich es bin.

Die Leiche muss entsorgt werden.

Eben ist er aus der Dusche gestiegen, das hellblaue Badetuch fest um die Hüften geschlungen. Seine nassen Füße hinterlassen auf dem weichen Teppich Abdrücke. Kurz flammt eine Erinnerung an Sand, Meer, salzige Haut und brennende Augen auf. Marijana.

Alles der Reihe nach. Nur keine Aufregung, beschwichtigt er sich und streicht sein feuchtes Haar zurück.

Nach dem harten Training im Fitness-Studio ist das hier eine Kleinigkeit. Banal und läppisch. Als hätte er es schon hundertmal gemacht.

Nichts überlässt er dem Zufall.

Der Anblick der Toten erregt ihn nicht mehr.

Mit Abscheu stülpt er den Plastiksack über das sperrige Etwas und verbietet sich, an das zu denken, was er gerade tut. Das Unternehmen ist mühsamer, als er angenommen hatte. Kauft man im Geschäft ein übergroßes Stück, hilft immer jemand, es in der Tragtasche zu verstauen. Einer bietet sich an, den Plastiksack aufzuhalten, während der andere das Gekaufte hineinschiebt.

Diese Herausforderung gilt es hier allein zu bewältigen. So zieht und hebt er gleichzeitig. Drückt und stemmt. Ohne es beeinflussen zu können, pfeifen seine Lippen die Melodie des »Boloros«.

So, fertig. Fest zugezurrt und luftdicht verschlossen.

Ärgerlich, da der Schweiß ihm über Brust und Rücken rinnt und einen unangenehmen Geruch verströmt, geht er ins Badezimmer.

Nach der zweiten Dusche an diesem Tag lässt er sich in den braunen Lederfauteuil am Fenster sinken. Er angelt nach der bereitgelegten Zeitung auf dem Sims. Fieberhaft blättern seine Finger die knisternden Seiten um, als hätte er das gesuchte Inserat nicht ohnehin in seinem Gehirn abgespeichert.

Sammelstelle Alpha – Abgabe der Kadaver auch während der Nacht möglich.

Um eine rasche und einfache Entsorgung von Tierkörpern und tierischen Abfällen zu garantieren, gibt es hier extra ausgerüstete Container. Der Kadaver wird hygienisch unbedenklich im Plastiksack darin deponiert. Die Container, die in regelmäßigen Abständen geleert werden, sind mit einer Kühlung ausgestattet, also geruchsicher verschlossen. Wartezeit und Kosten entfallen.

»Perfekt«, murmelt er und schleckt über seine Oberlippe. Die Haut ist feucht, er wird aufpassen müssen, dass sich kein roter Rand bildet. Allzu leicht bekommt er Entzündungen. Plötzlich lacht er hell auf. Er sieht sich spätnachts mit hängender Zunge durch den Nebel schleichen, um das wertlose Wesen hier zu entsorgen.

Erregt reibt er seine Handflächen gegeneinander. Als er spürt, wie das hineinschießende Blut sie erwärmt, klatscht er auf seine durchtrainierten Oberschenkel.

Sich selbst berührt er gern und häufig. Fremdes anzugreifen bereitet ihm Qual. Dennoch wird er nicht umhinkönnen, das leblose Etwas hinunterzuschaffen. Denn in der Wohnung stört der Kadaver.

Die Tiefkühltruhe im Keller ist geschrubbt und auf den zweiten Leichnam vorbereitet. Platz ist genug. Marijanas Körper ist so schwächling, kaum mehr als ein Hauch ihrer Glieder.

Das große, metallisch glänzende Gerät ist das perfekte Zwischenlager. Dorthin wird er den Sack mit Ginas Leichnam nach einer musikalischen Ruhepause schleppen und ihn darin ablegen.

Zu gegebener Zeit wird er dann die tiefgefrorene Ware schultern und an das vorgesehene Ziel bringen. Jetzt stellt er sich schmale Männer in Schwarz-Weiß vor, die in Teppiche eingerollte Leichen lautlos durch die Nacht befördern. Ähnlich wird er sich verhalten. Gilt es doch, sich dieser Ärgernisse ohne Aufsehen zu entledigen.

Ein gutes Stück Arbeit liegt vor ihm.

Dass sie dick war, ist nicht zu übersehen. Und doch übersteigt Ginas Gewicht seine Erwartungen. Es war ihm nicht möglich, den Plastiksack mit seinen in

Latex verpackten Händen über den Teppich zu ziehen. Wie in einem Witzfilm hat er daran gezerrt, gezogen und gerissen. Schließlich rutschte er aus, verlor das Gleichgewicht und setzte sich auf sein Hinterteil. Zum Lachen war ihm dabei allerdings nicht zumute. Vielmehr zum Toben.

Er hatte den Alu-Carry aus der Vorratskammer holen müssen, um die Last zu befördern.

Gina ist nun nicht mehr seine Prinzessin.

Last, Bürde, Ballast, sperriges Etwas – das sind seine Bezeichnungen für das tote Wesen im Leichensack.

Entsorgen. Reinigen. Saubermachen. Unhandlich Schweres von einem Ort zum anderen transportieren.

Eigentlich machen das andere.

Doch er kann wohl kaum bei einer Schädlingsbekämpfungsfirma anrufen oder einen Putztrupp herbeordern.

Nie hat er, der Prinz auf der Erbse, dem kein Luxus zu teuer, kein Aufwand zu groß ist, sich mit solch niederen Dienstbotentätigkeiten abgeben müssen. Allein die Vorstellung, diesen leblosen Körper hochzuheben, erfüllt ihn mit Ekel. Bei Marijana war das damals nicht nötig gewesen. Hauchfein schwebten ihre Überreste auf seinen Händen zum Ort ihrer Bestimmung.

Er greift sich an die Kehle, spürt das Blut in seinen Wangen und befürchtet einen Moment lang, keine Luft zu bekommen. Nachdem er einige Male konzentriert ein- und ausgeatmet hat, beruhigt sich der Aufruhr in seiner Brust.

Gleich wird er dieses Ding in die Tiefkühltruhe hieven müssen. Denn wenn es erst eingefroren ist, wird es einfacher, es weiter zu verfrachten. Steife Körper sind manövrierbarer als schlappe.

Der Wagen poltert die Kellertreppe hinunter, dass er ihn kaum halten kann. Unten in der Tiefe angekommen, legt er eine kurze Rast ein. Widerwillig wischt er über seine Stirn, schiebt den Trolley schwer atmend zur Tiefkühltruhe und zerrt den leblosen Leib über den verfliesten Kellerboden bis zum Rand der Truhe. Unter Aufbietung all seiner Kraft hebt er den Klumpen hoch und wirft ihn in die eisige Höhle. Kurz zuckt er

zusammen, als Marijanas gefrorene Gebeine von dem Haufen Mensch getroffen werden.

Mit einem Krachen, das sich in seinen Ohren wie ein Donnerschlag anhört, schließt er den Tiefkühler.

»Geschafft!«, jault er auf und vermeidet es beharrlich, zurückzuschauen.

Genugtuung erfasst ihn. Befriedigt und stolz torkelt er die Kellertreppe hinauf, zurück ins Licht. Geblendet hält er die Hand vor seine Augen und versinkt in seine Gedanken.

Schon von der Straße aus sieht Luigi, dass kein Licht im Haus brennt. Die Fenster gähnen ihn verlassen an.

»Verdammt.« Zornig knallt er die Tür seines Dienstwagens zu. Luigi Olivotto ist Italiener. Seit mittlerweile zwei Generationen lebt seine Familie in Kärnten.

Im Haus empfängt ihn ein schaler Geruch. Es ist, als wäre seit Tagen keine Frischluft mehr hereingelassen worden. Die Waschmaschine im Vorzimmer ist geöffnet. Auf dem Boden liegen seine Socken verstreut. An der Wand lehnen zwei volle Müllsäcke und eine Schachtel für den Papiercontainer.

»Gina«, ruft er ungehalten.

Eigentlich heißt sie Regina, seine mollige Blonde. Seit der Hochzeit lässt sie sich Gina rufen. Sie empfindet das als Zugeständnis an ihre angeheiratete italienische Verwandtschaft.

Es macht Spaß mit ihr. Auch der Sex ist großartig. Unlängst hat sie ihn gebeten, Handschellen mitzubringen und sie ans Bett zu fesseln. Zuerst hat er sich gewehrt, dann aber Gefallen an ihrem Spiel gefunden.

Ja, seine Gina ist ein einfallsreiches Mädchen.

Als er in die Küche kommt, schlägt sein Zorn in Beunruhigung um. Kein Essen im Rohr, der Tisch verwaist. Auf der Anrichte stehen die Frühstückstassen vom Vortag. Selbst das Milchpackerl hat sie vergessen, in den Kühlschrank zurückzustellen.

Wann hat er das letzte Mal von seiner Frau gehört? Gestern war's, als sie miteinander telefonierte hatten. Sie sollte auf den Kleinen ihrer Freundin aufpassen. Er findet, dass sie sich von Sonja ausnützen lässt.

»Wie soll Sonja sonst je wieder einen Mann finden, wenn sie nur daheim herumsitzt und Däumchen dreht?«

Als ob das Ginas Problem ist. Aber seine Frau hat ein weiches Herz. Da kann man nichts machen.

Letzte Nacht war verteufelt viel los. Als endlich Ruhe einkehrte, kam die Meldung, dass so eine alte Oma den Topf auf dem Herd vergessen hatte. Und zu Mittag erschien Philip nicht, um ihn abzulösen – angeblich Darmgrippe. Also hatte er die Stellung halten müssen, bis Manfred zur Abendschicht aufgetaucht war.

»Dumm gelaufen«, murmelt er und macht einen Rundgang durchs Haus. Vielleicht hätte er sie verständigen sollen, dass er später nach Hause kommen würde. Aber sie hätte sich ja auch melden können. »Gina!«, ruft er wider besseres Wissen.

Enttäuscht schiebt er eine Tiefkühlpizza ins Backrohr. Gina wird wohl bei Sonja übernachtet haben und noch dort sein.

Das Schrillen des Telefons reißt ihn aus seinen Gedanken.

Das muss sie sein.

»Mama, *ciao*«, sagt er kurz darauf unzufrieden, »alles in Ordnung bei euch?«

»Nein«, beginnt seine Mutter und lässt die Worte nur so auf ihn niederprasseln.

Längst schon verschließt er seine Ohren vor ihren Nörgeleien und Kümmernissen.

»Ja, ich grüße Gina von dir. Und nein, sie kann gerade nicht ans Telefon kommen. Sie sitzt in der Badewanne«, beschließt er kurz darauf das Telefonat.

Wenn dem bloß so wäre, denkt er und versucht, das mulmige Gefühl zu ignorieren, das sich in ihm breitgemacht hat. Er zieht den Vorhang beiseite und starrt in den dunklen Garten hinaus. Die kleinen Begrenzungssträucher schwanken im Wind.

So lange war Gina noch nie bei ihrer Freundin. Sie weiß doch, dass er sie nach einem Nachtdienst braucht. Nur bei ihr kann er sich entspannen.

Wo war sie nur die ganze Zeit? Was hat sie gestern und heute getan? Zu Hause war sie jedenfalls nicht. Sonst hätte sie sauber gemacht.

Verdrießlich wendet er sich vom Fenster ab. Er schlüpft aus seinen Schuhen und der Uniformjacke, holt die Pizza aus dem Rohr und nimmt sich ein Bier aus dem Kühlschrank.

Mit einem Plumps lässt er sich aufs Sofa fallen.

Dumme Gans, denkt er und greift zum Handy.

»Sonja? Entschuldige die späte Störung. Aber hol mir doch bitte Gina ans Telefon.«

»Gina ... ich, äh ...«, kommt es zögernd, »die ist beim Kleinen eingeschlafen.«

Sonja war noch nie sein Fall. Aber jetzt lügt sie, das sagt ihm sein Gefühl.

»Dann weck sie auf.«

Abspeisen lässt er sich nicht. Soll sie ruhig glauben, dass er ein eifersüchtiger Macho ist. Ihm doch egal.

»Du, jetzt nicht. Ich bin müde, muss wieder ins Bett. Und ich will nicht, dass der Kleine aufwacht.«

»Sonja, du hast mich wohl nicht verstanden? Weck Gina, und zwar sofort!« Luigi spürt, wie ihm das Blut ins Gesicht schießt.

Doofe Nuss, wenn die nicht aufpasst, brummt er ihr ein Strafmandat nach dem anderen auf, kaum dass sie das nächste Mal in ihr Auto steigt.

»Nur keine Aufregung, *Comandante*«, zieht sie die Situation ins Lächerliche, »morgen früh ist dein Frauchen wieder bei dir. Ich richte Gina aus, dass du angerufen hast. Lass uns jetzt bitte weiterschlafen.«

Bevor er etwas ins Telefon schnauzen kann, hat das dumme Stück doch glatt die Verbindung unterbrochen.

Jetzt bebt Luigi vor Zorn. Er ist wütend auf sich, weil er nicht schon früher angerufen hat. Und auf Gina, die nicht erreichbar ist. Und einen besonderen Hass hat er auf Sonja.

»Scheiße!«, brüllt er in Richtung Fernsehapparat und fegt die halb gegessene Pizza vom Teller.

Wieder stellt er sich ans Fenster. Diesmal starrt er aus der Küche auf die schwarze Straße, an der sein Dienstwagen parkt. Im Schein der Laterne schimmert die Karosserie unwirklich.

Mit einem Mal bleibt ihm die Luft weg.

Was, wenn seine Frau gar nicht bei Sonja ist?

Luigi fegt durch das Vorzimmer, reißt den Autoschlüssel von der Ablage und wirft die Haustür mit einem Knall hinter sich ins Schloss.